UNSER HEER
HERAUSGEGEBEN VOM OBERKOMMANDO DES HEERES
3. JAHRGANG · FOLGE 4
BERLIN, 2. FEBRUARHEFT 1944



Ski-Ausbildung in der Heimat

Der harte Winterkrieg verlangt Soldaten, die sich auch in Eis und Schnee sicher zu bewegen und zu kämpfen wissen. Hauptmann Meergans, der bekannte Skiläufer, bringt für diese Ausbildung die besten Erfahrungen mit Aufn.: Gefr. Hartmann

DAS NÄCHSTE ZIEL MIT LUST UND FREUDE UND ALLER KRAFT ZU VERFOLGEN, IST DER EINZIGE WEG, DAS FERNSTE ZU ERREICHEN HEBBEL

GENERALLEUTNANT DITTMAR:

Kampfprobleme der Ostfront

Die Konferenz von Teheran hat das eine unbestreitbare Ergebnis gehabt: Die uneingeschränkte Anerkennung der Sowjetunion als europäische Vormacht. Es mag zweifelhaft sein, ob diese Anerkennung, die das bisherige britische Kriegsziel, ja das gesamte politische Glaubensbekenntnis der Engländer, wie es seit Jahrhunderten bestanden hat, völlig ad absurdum führt, leichten Herzens oder widerwillig erfolgte. Zu vermuten ist, daß auch die Sowjets gewisse innere Vorbehalte bei ihren Verbündeten für wahrscheinlich halten. Um so stärker müssen sie notwendigerweise darauf aus sein, vollendete Tatsachen zu schaffen, d. h. durch Erfolge auf den Schlachtfeldern und Eroberungen ihre Ansprüche auf Beherrschung ganz Europas zu unterbauen. Die gewaltige Offensive, die sie um die Jahreswende begonnen haben, ist in diesem Sinne zu verstehen. Mag sie noch so sehr die deutsche Front als erstes, unmittelbares Ziel haben, in Wahrheit richtet sie sich gegen den gesamten europäischen Lebensraum, in letzter Zielsetzung gegen die Verbündeten von heute, die notwendigerweise der sowjetischen Ideologie als die Feinde von morgen gelten müssen. Es geht den Sowjets darum, nicht nur diesen Krieg zu gewinnen, sondern auch künftigen Entscheidungen vorzuarbeiten.

Der Größe des Zieles entspricht der Kräfteeinsatz auf sowjetischer Seite. Die deutsche Ostfront ist damit vor eine neue, härteste Erprobung ihrer Widerstandskraft gestellt. Was dort im Kampfe liegt, sind zum großen Teil ja dieselben Verbände, die nunmehr länger als ein halbes Jahr in kaum unterbrochenem Großkampf stehen. Es sind Menschen von Fleisch und Blut, die hier wieder ihr Äußerstes an seelischer und körperlicher Kraft geben.

Wieder wie vom Beginn dieses Krieges an steht den Sowjets der Vorteil der überlegenen Zahl zur Seite, an Menschen wie an Kampfmitteln. Wir haben keinen Grund, daran zu zweifeln, daß die bolschewistische Führung davon Gebrauch zu machen versteht. Die Massierung der Kräfte in den Angriffsschwerpunkten, dort also, wo der Gegner die Entscheidung sucht, ist offensichtlich. Die Zahlen an Schützendivisionen, motorisierten Korps und Panzerbrigaden, die bisher aufgetreten sind, sind selbst dann als ungewöhnlich hoch anzusehen, wenn wir die Kräfteballung bei früheren Großangriffen als Maßstab nehmen. Es ist durchaus möglich, ja als sicher anzunehmen, daß besonders unter den Schützendivisionen sich eine große Zahl von solchen befindet, die keineswegs als frisch oder gar als voll kampffähig gelten können. Viele mögen nach schwersten Verlusten aufgefüllt und dann wieder in die Schlacht geführt worden sein. Andererseits steht fest, daß die Überlegenheit der Zahl es den Sowjets auch jetzt wieder ermöglicht hat, gerade ihre Stoßverbände, motorisierte Korps und Panzerbrigaden, mindestens teilweise in verhältnismäßig frischem Zustand, in die neue Schlacht zu führen.

Damit hat sich das Problem des Kampfes gegen eine Übermacht, und zwar gegen eine gut geführte, mehr als ausreichend bewaffnete und auch in ihrem Kampfwillen ungeschwächte Übermacht, erneut mit dem ganzen ihm innewohnenden Ernst unserer Führung und unserer Truppe entgegengestellt.

Die Frage liegt nahe, wie es kommt, daß trotz der unerhörten Verluste, die die Sowjets auch nach dem Urteil durchaus unvoreingenommener Beobachter gerade in diesem Jahr auf sich nehmen mußten, noch immer die gleiche unendlich schwere Aufgabe auf unserem Ostheer lastet. Die Gründe dafür sind mannigfaltig. Die überlegene Bevölkerungszahl im Machtgebiet der UdSSR und die für das Sowjetheer gegebene Möglichkeit, alle Kräfte auf einer Front — im Gegensatz zu uns — einzusetzen, sind die zweifellos am meisten offensichtlichen Ursachen. Aber sie reichen als erschöpfende Begründung ebensowenig aus wie die Tatsache, daß auch unsere Verbände ganz unvermeidlich einem Verlust an Kampfkraft ausgesetzt gewesen sind, der in der Bilanz der beiderseitigen Stärken ebenfalls ins Gewicht fällt. Auch die Rolle der sowjetischen Frau darf in dieser Beziehung nicht übersehen werden. Sie ersetzt in weitestem Ausmaß fehlende männliche Arbeitskräfte auch bei Verrichtungen, die unmittelbar in das Kampfgebiet führen. Ein eiserner Zwang, der nur den unmittelbaren Zweck, nie das Schicksal des einzelnen sieht, vermag immer wieder neue Massen an solchen Arbeitskräften zusammenzuführen. Kein Zweifel, daß auf diese Weise beträchtliche Zahlen an Männern für den Kampf freigemacht werden können.

Die Differenz der Stärken auf unserer und auf der Feindseite wird aber erst dann in jeder Hinsicht erklärlich, wenn man bedenkt, daß hier tatsächlich der letzte irgendwie verfügbare waffenfähige Mann — unter schärfster Auslegung der Begriffe „Verfügbarkeit" und „Waffenfähigkeit" — der kämpfenden Truppe zugeführt worden ist. Kein Zweifel, daß die Sowjets in dieser Hinsicht bis an die Grenzen des für sie Tragbaren gegangen sind, und daß sie auch unerhört einschneidende Vorgriffe auf junge und jüngste Jahrgänge nicht gescheut haben, um dasjenige Massenaufgebot zu schaffen, das ihnen notwendig erschien. Wenn dieser Tage erst der bewährte Kommandeur eines Panzergrenadier-Regiments unter dem Eindruck seiner persönlichen Erlebnisse sich dahin äußerte, daß es eigentlich — wie er wörtlich sagte — eine Unverfrorenheit der Sowjets sei, mit einer so minderwertigen Infanterie zum Kampf anzutreten, so ist das unbedingt aufschlußreich, vor allem deshalb, weil solche Urteile immer wiederkehren. Auch das kann man häufig genug hören, wie deutsche Soldaten es als besonders belastend bezeichnen, daß sie vor solchen bewaffneten Zivilisten, alten Männern und halben Kindern, das Feld räumen mußten. Dabei darf freilich nicht verkannt werden, daß hinter der angreifenden minderwertigen sowjetischen Infanterie meist eine gewaltige Zahl von Geschützen und sonstigen schweren Waffen aller Art zu stehen pflegt, und daß Panzer und Schlachtflieger dem Angriff in der Regel den nötigen Nachdruck geben.

Urteile aus dem Munde deutscher Frontkämpfer, wie wir sie hier angeführt haben, machen ersichtlich, daß die Masse keineswegs eine Größe darstellt, die gering geschätzt oder vernachlässigt werden dürfte. Masse und hoher Wert des einzelnen sind freilich bestimmt Begriffe, die einander allzu leicht widersprechen. Daß sie demjenigen, der sie zum entscheidenden Faktor macht, in jedem Falle außerordentlich schwere Verluste auferlegt, ist ebenfalls nicht zu verkennen. Aber das ändert nichts daran, daß einer allzu ausgesprochenen Minderheit gegenüber sich auch die Masse ein Übergewicht zu verschaffen vermag. Sie erdrückt, überschwemmt oder wie man sonst ihre Auswirkung kennzeichnen will. Dies muß besonders dann der Fall sein, wenn einer Masse wie der, die die Sowjets ins Feld führen, ein gewaltiges Maß an Feuerkraft zur Seite steht und ihre Bewegungsfähigkeit technisch und organisatorisch gut entwickelt ist.

Wenn wir trotzdem die Zuversicht haben, daß die deutsche Führung auch mit der augenblicklichen schweren Lage fertig werden wird, so gründet sich diese Erwartung auf die Erfahrungen, die wir bei den Gegenangriffen der letzten Wochen gerade auf den Kampfplätzen sammeln konnten, auf denen heute wieder der Schwerpunkt der Ereignisse liegt. Hier hat sich die deutsche Angriffskraft in fast jedem Falle auch gegen starke feindliche Überlegenheit durchsetzen können. Freiheit und Wendigkeit der Entschlüsse und eine Führung, die sich von allen sekundären Rücksichten, vor allem denen, die sozusagen nur geographisch unterbaut sind, frei weiß, vermag auch ihrerseits immer wieder ein Übergewicht der Kräfte im jeweils entscheidenden Punkt zu schaffen und so die Lage nicht nur wiederherzustellen, sondern sie auch in unserem Sinne zu gestalten.

Die Entschlüsse, die im Sinne einer solchen Kampfführung nötig werden können, werden im einzelnen immer schwer und schmerzlich sein.



Generalmajor Adalbert Schulz †

IN JAHRESFRIST VOM MAJOR ZUM GENERAL

An der Spitze seiner Division fand Generalmajor Schulz, Kommandeur einer Panzerdivision, an der Ostfront den Heldentod. Mit ihm verliert das Heer einen seiner besten Offiziere, die Panzerwaffe einen vorbildlichen Kommandeur. Der Führer hatte dem am 20. Dezember 1903 in Berlin geborenen Oberst Adalbert Schulz als 9. Soldaten der deutschen Wehrmacht das Eichenlaub mit Schwertern und Brillanten zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes verliehen. Am 9. Januar 1944 empfing der Führer den verdienten Panzeroffizier und überreichte ihm die hohe Auszeichnung. Gleichzeitig beförderte er ihn zum Generalmajor.

Generalmajor Adalbert Schulz hat in unzähligen Kämpfen bewiesen, daß er ein Panzerführer großen Formats war. Auf den Maashöhen bei Dinant, bei Smolensk und Wjasma, bei Bjelgorod und Shitomir hat er immer wieder, oft mit zahlenmäßig schwachen Kräften, hervorragende Leistungen vollbracht, deren Wirkung weit über den von ihm geführten Verband hinausging. Gerade bei den Kämpfen der letzten Monate wurde er oft von einem Brennpunkt der über Hunderte von Kilometern ausgedehnten Schlacht zum andern geworfen. Dabei hat er oft, auf sich allein gestellt, feindliche Übermacht zurückgeschlagen. So steht er vor uns als der Typ des Panzerführers, wie ihn diese junge Waffe braucht. Wie sie in mancher Beziehung die Nachfolgerin der Kavallerie ist, so ließ die Beförderung des Oberst Adalbert Schulz zum General unwillkürlich auch an einen der berühmtesten und markantesten Reiterführer, General von Seydlitz, denken.



Aber der Kampf gegen eine Überzahl wird von eigenen, besonderen Gesetzen beherrscht, die oft genug auch das Ungewöhnliche fordern. Je vorbehaltloser man sich ihnen unterstellt, um so sicherer pflegt der Erfolg zu sein.

Eins verdient vor allem festgehalten zu werden: Gegenüber einer festgefügten, weil auch zahlenmäßig annähernd ausgeglichenen deutschen Abwehr hat auch die stärkste Kräftemassierung auf sowjetischer Seite nicht zu entscheidenden Erfolgen durchzudringen vermocht. Hier sehen wir auch die schweren Gefahren, die der Massebildung innewohnen können, weil sie die Führung verleiten, durch Gewaltsamkeit und Rücksichtslosigkeit zu ersetzen, was an sonstigen Voraussetzungen des Erfolges nicht gegeben ist. Die unerhörten Verluste, die die Sowjets gerade auf den Kampfgebieten der Abwehrschlacht erlitten haben, sind jedenfalls schon jetzt ein Aktivum für uns, das aus der Gesamtbilanz dieser neuen sowjetischen Winteroffensive nicht verschwinden kann. So wird auch in jedem Falle am besten einer Lösung der Kampfprobleme auf der Ostfront vorgearbeitet, die mehr Bestand verspricht als der Kampf um Zeitgewinn, den wir zur Zeit mit ganz bestimmten, festen Zielen führen und der uns naturgemäß auch manche Lösung auferlegt, die nach Lage der Dinge nur eine vorläufige sein kann.

Daß dabei die Lage an den anderen Fronten, einschließlich solcher, die zunächst nur in der Vorstellung unserer Gegner eine Rolle spielen, für uns aber seit langem eine Realität bedeuten, ihre Berücksichtigung gefunden hat, sei hier, weil selbstverständlich, nur beiläufig vermerkt. Fest steht jedenfalls, daß der konzentrische Angriff auf den europäischen Raum, der vielleicht das kennzeichnende Merkmal dieses Jahres bilden wird, im großen kein Moment der Überraschung für uns enthalten kann. Wir sind dementsprechend überall dort, wo weitreichende Pläne unserer westlichen Gegner Gestalt gewinnen könnten, auf schwere Kämpfe vorbereitet.

Wir nehmen die Lage weder in ihrer Gesamtheit noch auf den einzelnen Fronten leicht, am wenigsten auf der Ostfront. Aber wir sehen keinen Grund, der es uns verwehrte, den Glauben an die siegreiche Meisterung aller Gefahren zu bewahren, wofern wir uns zu der gleichen Folgerichtigkeit, der gleichen sachlich gerichteten Kompromißlosigkeit in der Führung dieses Krieges durchringen, die den Vernichtungswillen unserer Feinde kennzeichnet.

EINE ANTWORT AUF VIELE FRAGEN:

Kann man mit Sprengstoff schießen?

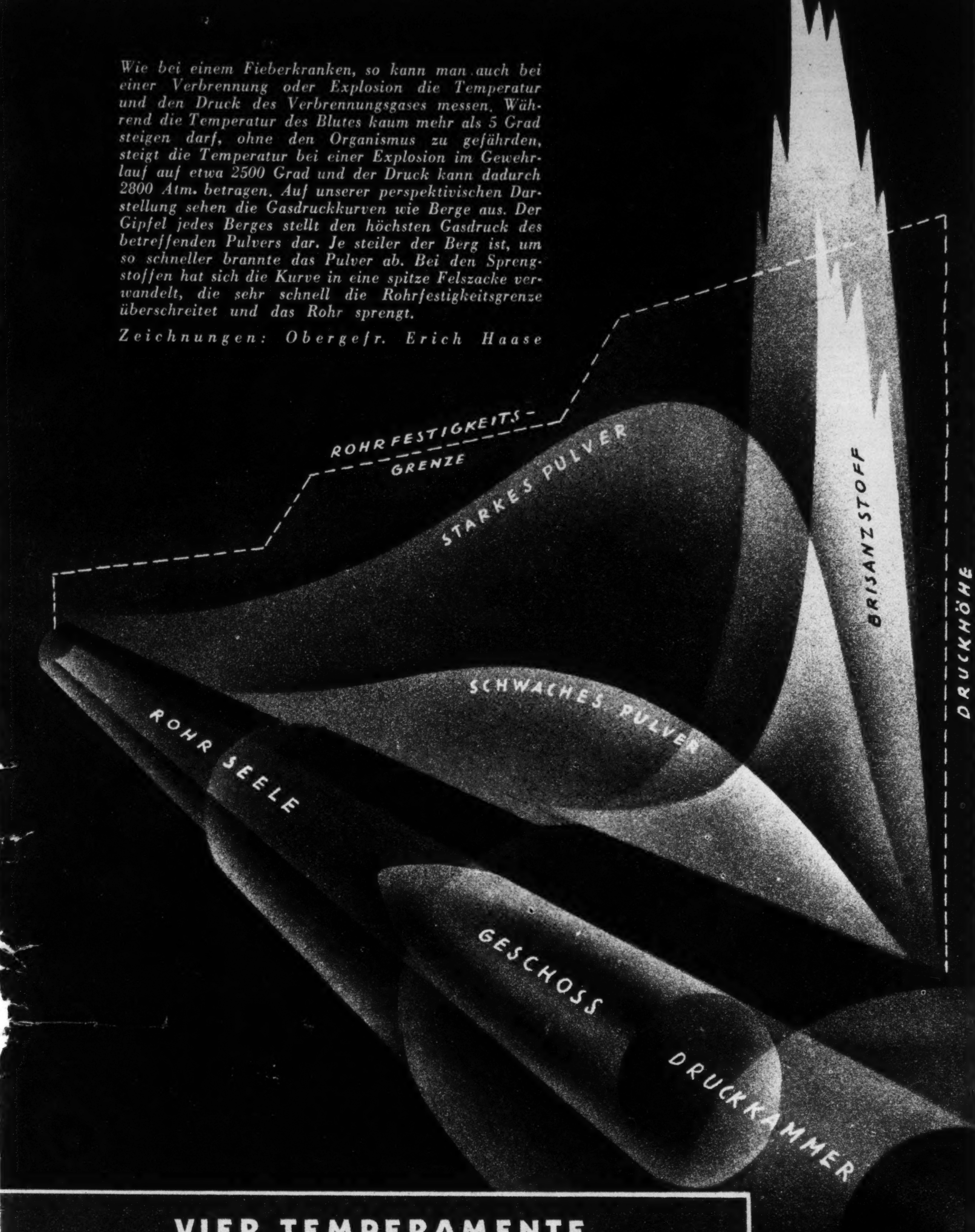
Immer wieder kommen „kluge Erfinder“ mit dem Vorschlag an das Tageslicht, die Leistung unserer Schußwaffen dadurch zu steigern, daß an Stelle des in der Patrone oder in der Kartuschhülse enthaltenen Schießpulvers ein Sprengstoff als Treibmittel für das Geschoß in die Waffe geladen werden soll. Sprengstoffe, so rechnen sie, sind ja vielmal stärker und „brisanter“ als das schärfste Pulver, sie müssen also imstande sein, den Geschossen eine größere Anfangsgeschwindigkeit und damit eine höhere Reichweite zu geben. Nun, Sprengstoffe sind kaum energiegeladener als Schießstoffe, und wenn die Rechnung so einfach wäre, so müßte man den Erfindern vorschlagen, ein Stückchen Steinkohle als Schießmittel zu benutzen, denn Steinkohle übertrifft mit ihrem Energiereichtum die schärfsten Sprengstoffe noch um das Fünffache. Es weiß aber jeder Soldat, daß selbst ein „Kanonenofen“ nicht zu einem Geschütz wird, wenn man z. B. einen Holzpflock in sein Schornsteinrohr keilt. Der Holzpflock bewirkt nur, daß der Ofen aus allen Ritzen und Fugen qualmt, doch entsteht kein Überdruck, der imstande wäre, den Pflock aus dem Rohr zu schleudern. Dazu brennt die Kohle viel zu langsam ab. Es kommt also nicht nur auf den Energiegehalt der „Ladung“ an, sondern auch auf die Geschwindigkeit, mit der sie zerfällt.

Wollte man Kohle als Geschoßtreibmittel verwenden, so müßte man demnach zusehen, sie zum schnelleren Verbrennen zu bringen. Dies ist durchaus möglich. Nötig ist dazu einmal, das Kohlestück zu feinem Kohlestaub zu vermahlen und ihm damit eine große Brennoberfläche zu verschaffen, und zum anderen dafür zu sorgen, daß genügend Sauerstoff an die Oberfläche heran kann. Der Sauerstoff könnte der Luft oder auch einer chemischen Verbindung entnommen werden. Angeblich als erster hat der Mönch Berthold Schwarz Kohlestaub innig mit Salpeter gemengt — Salpeter enthält Sauerstoff in großen Mengen —, damit die Reaktion gut in Gang komme, auch noch etwas Schwefel hinzugetan, das mehlige Gemisch angezündet und damit das Schwarzpulver erfunden. Und Wilhelm Busch hat zur Warnung für alle Schuljungen aktenkundig gemacht, daß des guten Berthold Schwarz' Pulver nicht nur verbrannte, sondern explodierte. Eine Explosion ist demnach nichts anderes als eine sehr rasche Verbrennung.

Zur Regelung der Verbrennungsgeschwindigkeit werden Schwarzpulver heute durch Pressen brikettiert, die Preßkörper wiederum zerkleinert und die entstehenden Pulverkörner durch Siebe sortiert und Mischungen geeigneter Korngröße hergestellt.

*

Die „chemischen“ Pulver, welche heute in unseren Kriegswaffen zur Verwendung gelangen, haben äußerlich wenig Ähnlichkeit mehr mit einem Pulver. Sie bestehen für die kleinen Kaliber aus regelmäßig geformten Blättchen, aus Würfeln, Röhrchen oder aus Ringen, für die großen Kaliber aus Platten, Streifen, Stangen oder Rohren. Pulverrohre für Feldgeschütze haben etwa die Abmessungen von Makkaronistangen, Pulverrohre für schwere Schiffsgeschütze die eines kräftigen Spazierstockes. Fast immer werden sie für Hartgummi-, Buna-, Mipolam- oder einfach für „Kunstharz“-Rohre gehalten. Innerlich, chemisch, haben sie insofern noch Ähnlichkeit mit dem Schwarzpulver,



Wie bei einem Fieberkranken, so kann man auch bei einer Verbrennung oder Explosion die Temperatur und den Druck des Verbrennungsgases messen. Während die Temperatur des Blutes kaum mehr als 5 Grad steigen darf, ohne den Organismus zu gefährden, steigt die Temperatur bei einer Explosion im Gewehrlauf auf etwa 2500 Grad und der Druck kann dadurch 2800 Atm. betragen. Auf unserer perspektivischen Darstellung sehen die Gasdruckkurven wie Berge aus. Der Gipfel jedes Berges stellt den höchsten Gasdruck des betreffenden Pulvers dar. Je steiler der Berg ist, um so schneller brannte das Pulver ab. Bei den Sprengstoffen hat sich die Kurve in eine spitze Felszacke verwandelt, die sehr schnell die Rohrfestigkeitsgrenze überschreitet und das Rohr sprengt.

Zeichnungen: Obergefr. Erich Haase

VIER TEMPERAMENTE



Der Phlegmatiker ist die gute alte Kohle. Sie brennt so langsam ab, daß sie zum Treiben von Geschossen nicht geeignet ist



Schwarzpulver, eine Mischung von Kohle, Salpeter und Schwefel, explodiert. Es bleibt aber gegenüber dem „Nitropulver" ein Melancholiker



Die Brennfreudigkeit wird bei diesem Treibstoff verdreifacht. Er ist der Sanguiniker unter den Artgenossen der „chemischen" Stoffe



Der Choleriker platzt dagegen schon häufig bei der leisesten Berührung. Er kann kein Geschoß treiben, da er viel zu früh in die Luft geht

als sie neben anderen Kohlenstoff- und Sauerstoffmoleküle in dichter Aneinanderlagerung enthalten.

Zündet man eine Stange eines modernen Pulvers in freier Luft an einem Ende an, so zeigt sich, daß ein solches Pulver keineswegs explodiert, sondern mit ruhiger Flamme unter leisem Zischen abbrennt. Die Geschwindigkeit, mit welcher sich die Flamme an der Pulverstange entlangfrißt, hängt von der chemischen Zusammensetzung des Pulvers ab und beträgt nur wenige Zentimeter in der Sekunde. Sonderbar muten die Formen an, welche die Flamme der Stange gibt, sie spitzt sie wie einen Bleistift an.

Im Gewehr oder im Geschütz erfolgt der Anbrand des Pulvers mit Hilfe eines Zündhütchens oder einer Zündschraube praktisch gleichzeitig an allen Oberflächen der Pulverkörper. Die Flamme frißt sich unter Bildung von Pulvergasen in die Pulverkörper hinein, die sich ständig verkleinern, ohne dabei ihre geometrische Form zu ändern. Die Brenngeschwindigkeit aber steigert sich sehr rasch mit dem Druck, welcher im Verbrennungsraum der Waffe durch die Pulvergase entsteht, auf immer höhere Werte. Erst der Einschluß des Pulvers in den Laderaum der Waffe bewirkt, daß das Pulver explodiert. Man hat es weitgehend in der Hand, den zeitlichen Verlauf der Explosion durch die Formgebung der Pulverkörper so zu steuern, wie er in der Waffe benötigt wird, um das Geschoß aus seiner Ruhelage vorsichtig anzuschieben und seine Geschwindigkeit allmählich zu steigern.

Kleine Oberflächen ergeben dabei einen langsamen Anlauf, große Oberflächen einen beschleunigten Anstieg des Gasdruckes in der Waffe. Ein nicht zu schneller Druckanstieg und damit eine langsame Beschleunigung des Geschosses aber ist notwendig, weil das Geschoß eine sprunghafte Steigerung seiner Geschwindigkeit auf den hohen Betrag, mit dem es die Waffenmündung verlassen soll, nicht aushalten würde, ohne in Stücke und Splitter zu springen. Auch ein Auto muß man im ersten Gang anfahren, wenn man Beschädigungen im Motor und im Getriebe vermeiden will, und darf es nur langsam auf seine Höchstgeschwindigkeit beschleunigen.

Die durch Formgebung geregelte sanft schiebende Wirkung der Explosion ist es, welche die modernen Schießpulver zu brauchbaren Geschoßtreibmitteln macht.

Diese Eigenschaft aber fehlt unseren heutigen Sprengstoffen. Sie wirken bei ihrem als Detonation bezeichneten Zerfall zertrümmernd und zermalmend auf alles, was ihnen in den Weg gestellt wird. Der Grund hierfür liegt keineswegs etwa in einem höheren Energieinhalt, sondern vornehmlich in der großen Geschwindigkeit, mit welcher sie ihre chemische Energie abgeben und in gasförmige Produkte zerfallen. Die Geschwindigkeit, mit welcher der Zerfall fortschreitet, die sogenannte Detonationsgeschwindigkeit, liegt für moderne militärische Sprengstoffe zwischen 6000 und 8500 m/sec. Freilich ist es gar nicht so einfach, alle Sprengstoffe zur Detonation zu bringen. Der Pionier schneidet seine Sprengkörper mit dem Messer, er zersägt sie, bohrt Löcher in sie hinein oder nagelt sie an die Wand, und Flammen bringen diese Sprengkörper nur unter ganz besonderen Bedingungen zur Detonation. Es bedarf vielmehr eines sehr kräftigen Schlages, welcher zweckmäßig mit Hilfe einer Sprengkapsel auf den Sprengkörper ausgeübt wird, um eine Detonation auszulösen. Ist dieser Schlag, die Initialzündung, aber einmal erfolgt, so läuft die Detonation unaufhaltsam vorwärts, indem von den zerfallenden Explosivstoff-Molekülen ein gewaltiger Druck ausgeübt wird, der sich als Druck- oder Stoßwelle durch den Sprengkörper fortpflanzt. Die Detonation ist also nicht wie die Explosion eine durch Wärmewirkung fortgepflanzte schnelle Verbrennung, sondern eine völlig andersartige durch Stoßwirkung weiterlaufende Reaktion.

Exakte Messungen dieser Stoßwirkung sind bisher wegen der ungeheuren Größe der auftretenden Kräfte nicht möglich gewesen, sie zu regeln, ist bisher nicht gelungen.

So können wir Detonationen zwar auslösen und ihre Druckwirkung zum Zerlegen und Zerbrechen härtester und zähester Materialien mannigfach anwenden. Aber um ihre Energie zum Forttreiben von Geschossen ausnutzen zu können, müßten wir erst lernen, den Detonationsablauf von Sprengstoffen ebenso willkürlich wie den Verlauf von Pulverexplosionen zu verändern. *Dr. Gl.*



Italienisches Kriegs-Mosaik

ERLEBT UND GEZEICHNET
VON FELDWEBEL GRAZIOLI

Nacht am Tyrrhenischen Meer

Die melodiösen Lieder der Fischer, die hier am Ufer ihre Netze spannten, sind verklungen. Das dumpfe Rollen der Front, das Surren der Motore hat eine neue Melodie in das heitere Land des dolce far niente getragen

Das Geisterhaus am Monte C.

Wir kamen in ein verlassenes Dorf, so berichtet unser Zeichner dazu, plötzlich hörten wir in einem Hause lautes Gepolter. Feindliche Nachhut? Im Nu waren wir vom Krad herunter und schlichen uns, jede Deckung ausnutzend, an das Haus heran. Da löste ein Blick durchs Fenster die Spannung. Drinnen tobte ein Ziegenbock herum, den die Bewohner vergessen hatten und der nun wie ein böser Geist im Haus herumspukte. Nicht einmal die Flasche Chianti, die noch auf dem Tische stand, gönnte er uns. Und dabei war an diesem Herbsttag eine Hitze wie bei uns kaum im Hochsommer

Kampf um das Bergdorf A.

So habe ich mir als Junge immer ein richtiges Räubernest vorgestellt: winklige, in sich verschachtelte Steinhäuser, die wie Schwalbennester an den Felshängen kleben. Für unsere Panzergrenadiere war es ein heißes Stück Arbeit, dieses Dorf im Gegenstoß zurückzugewinnen. Jedes Haus wurde umkämpft

UNSER HEIMATBERICHT

Die alten Herren

Die junge Bildberichterin Angelika Seidel zeigt uns ihre Bilder und erzählt dazu:



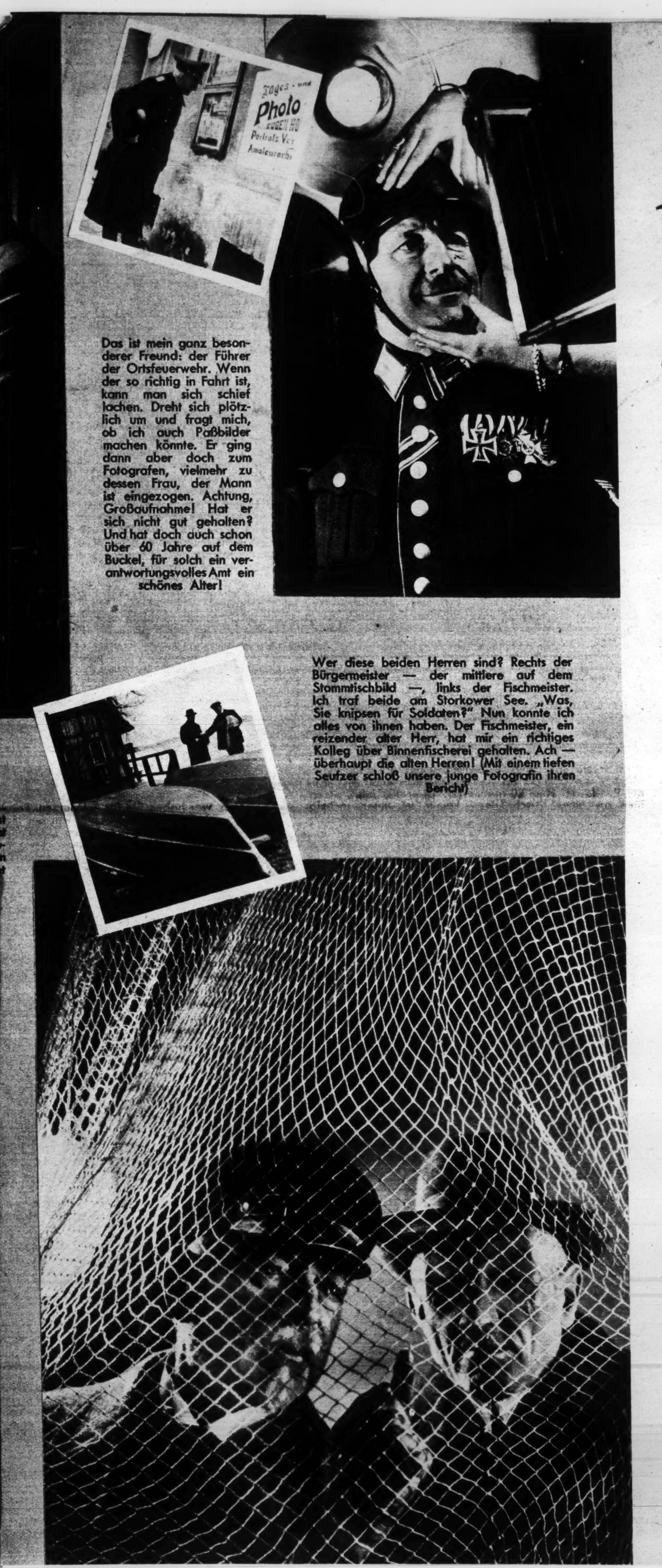
Wenn man jetzt abends in eine fremde Stadt kommt, ist man ja zunächst völlig hilflos. Man tappt so vor sich hin und tastet sich an den Häusern lang. So ging es mir in Storkow, einer kleinen Stadt in der Mark, wo ich diese Bilder gemacht habe. Ist hier nicht prima verdunkelt?

Hier — ich habe ein Gasthaus gefunden. Gemütlich, was? Ein Bild wie im Frieden! Und nette Leute! Obwohl ich doch fremd war, fand ich sofort Anschluß. Nein, junge Männer waren nicht da. Aber hier die Alten. Mitten in der Runde der Herr Bürgermeister. Über 800 Jahre sitzen hier an einem Tisch, denn keiner ist unter sechzig

„Nun, was haben Sie für Schmerzen, Fräul... — „Moment, bitte" ... und schon war der Herr ...st im Bilde. Er saß ja auch mit am Stammtisch ...at mir dann von den beiden alten Herrn im ...e-zimmer erzählt. Der Böttchermeister ist ...n über 73, hatte sich schon zur Ruhe gesetzt, ...t aber jetzt wieder

Da geht ein alter Mann zum Zahnarzt hinein. Ich hinterher! Hier müssen auch die, die sich sonst keinen Augenblick Ruhe gönnen, Geduld haben und stillsitzen. So wie diese beiden, links der Böttchermeister, rechts der Seilermeister. Sie haben sich einen ganzen Stiefel voll zu erzählen. Ich spitze die Ohren. Wie, das tut man nicht? Doch, hier tat ich es ja beruflich

„Fotografieren wollen Sie mich? Da habe ich jetzt keine Zeit zu, außerdem bin ich ganz schmutzig im Gesicht." — „Ist ja gerade richtig so", sagte ich, und schon war dieses Bild gemacht — am Schmiedefeuer. Er hatte wirklich viel zu tun, der alte Schmiedemeister



Das ist mein ganz besonderer Freund: der Führer der Ortsfeuerwehr. Wenn der so richtig in Fahrt ist, kann man sich schief lachen. Dreht sich plötzlich um und fragt mich, ob ich auch Paßbilder machen könnte. Er ging dann aber doch zum Fotografen, vielmehr zu dessen Frau, der Mann ist eingezogen. Achtung, Großaufnahme! Hat er sich nicht gut gehalten? Und hat doch auch schon über 60 Jahre auf dem Buckel, für solch ein verantwortungsvolles Amt ein schönes Alter!

Wer diese beiden Herren sind? Rechts der Bürgermeister — der mittlere auf dem Stammtischbild —, links der Fischmeister. Ich traf beide am Storkower See. „Was, Sie knipsen für Soldaten?" Nun konnte ich alles von ihnen haben. Der Fischmeister, ein reizender alter Herr, hat mir ein richtiges Kolleg über Binnenfischerei gehalten. Ach — überhaupt die alten Herren! (Mit einem tiefen Seufzer schloß unsere junge Fotografin ihren Bericht)

Jagdgewehre gehen mit

ALS DEUTSCHER JÄGER IM FEINDESLAND
JAGDERLEBEN IN VIER KRIEGSJAHREN

VON HAUPTMANN JULIUS SCHMIDT

Jagdjäger oder Truppenjäger? wird zunächst wohl die Frage gestellt werden. Beides, liebe Kameraden! Plaudern aber will ich von einigen Front-Jagderlebnissen, an denen dieser Krieg nicht übermäßig viel Möglichkeiten, besonders nicht im ausgelaugten Sowjetrußland, bisher geboten hat.

Vielen deutschen Soldaten, in der Großstadt aufgewachsen und deshalb ohne Empfinden für die Gesetze der Natur, hat erst der Krieg den Blick für die Wunder des Naturgeschehens freigelegt. Manch einer hat vor dem Feind regelrecht Jägereigenschaften erworben. Einmal, weil er sah, in welch hohem Maße der Jäger anderen überlegen ist, vor allem aber, weil die Kampflage ihn dazu zwang.

Als ich im August 1939 vor dem Abmarsch auf den Truppenübungsplatz in unserem Jägerbataillon die Parole ausgab: „Jagdgewehre gehen mit!", ahnten wir wohl, daß diesmal zu blutigem Strauß ausgerückt würde, und als der 1. September kam, wußten wir, daß wir in Polen den Drückfinger krummachen würden, so oder so. Wie oft haben wir es dann tun müssen! Mit aufgepflanzten Hirschfängern und unter dem Kampfruf „Horrido" trugen wir unseren ersten Sturmangriff an den zäh kämpfenden Polen heran. Das erste große Jagderleben dieses Krieges! Schnell genug lernten wir erkennen, daß derjenige recht behält, der zuerst schießt.

Als nach harten Kämpfen der Feldzug sich seinem Ende zuneigte und für die Truppe Tage der Ruhe kamen, wurden die Jagdgewehre „freigemacht". So zogen wir, Offiziere, Oberjäger und Jäger, frohgemut los, indem mal die einen, mal die anderen die Treibergarde bildeten. Zwischen Weichsel und Bug war es. Da lohnte es sich schon zu jagern. Wildschweine, Rehwild, Füchse, Hasen, Fasanen, Rebhühner und all das, was man in deutschen Jagdgründen antrifft, wurden bejagt, manches Stück erbeutet. Es waren feierliche Augenblicke, wenn unsere Hornisten ihre Jagdfanfaren im fremden Wald erklingen ließen, es waren die schönsten Jagden in diesem Krieg, schon weil Wild und Wald den deutschen Verhältnissen ähnelten.

Wieder einmal befanden wir uns auf einer Jagdstreife, als wir einer durch die allgemeine Unruhe im Lande zu solchem Tun ermutigten Holzdiebbande mit etwa 100 Panjefahrzeugen begegneten. Die besten Stämme hatte sie bereits verladen. Gegen diesen Raubbau waren die wenigen einheimischen Forstbeamten machtlos. Das war für uns ein gefundenes Fressen. Den Strauchdieben ließen wir bedeuten, daß alles von ihnen, Mann und Roß, erschossen würde, was nicht in zehn Minuten den Wald verlassen hätte oder ihn je wieder betreten würde. Der Erfolg war verblüffend. So haben wir selten gelacht! Alles riß im Galopp aus, vollends, als wir einige Schüsse in die Luft abgaben. Von Stund an wurde kein Holz mehr weit und breit gestohlen. Und der Wald hatte fortan seine Ruhe wieder.

Die Zeit bis zum Frankreich-Feldzug überbrückten wir mit strammer Ausbildung in heimatlichen Gefilden, daneben aber bot sich auch noch Zeit zu Pirsch, Treibjagden und schließlich Schnepfenstrich. Als Frankreich am Boden lag, fanden wir dort wesentlich andere Jagdverhältnisse vor als

in Deutschland. Es mag wie Jägerlatein klingen, wenn ich hier anführe, daß es dort geübte Schützen von uns in einigen Monaten auf einige hundert Stück Beute an Fasanen, Kaninchen und Reb- und Rothühnern brachten. Wie haben sich unsere Landser sattessen können an Fasanenbraten! Oft wurde es den Feldküchen zuviel des Segens an gefiedertem Wild. So mögen auch jene reichen Jagdstrecken dazu beigetragen haben, wenn heute noch — was Wunder in Rußland! — von einem Lande, „wo Milch und Honig fließt!", geschwärmt wird. Auf die soldatischen Eigenschaften des Franzosen läßt es gewisse Rückschlüsse zu, daß er den Kugelschuß auf edles Wild, wie Hirsch, Wildschwein und Reh, nicht anwendet, sondern den bequemeren Schrotschuß vorzieht, daß er die mühsame Pirschjagd, das Heranschleichen an das Wild und dessen Überlistung mit krönendem wohlgezieltem Schuß gar nicht kennt. So ist auch der französische Forst- und Jagdbeamte, dem man eine gewisse Biederkeit nicht absprechen kann, mit dem deutschen Berufskollegen in keiner Weise zu vergleichen. Es ist Allgemeingut der deutschen Vorstellungswelt, daß Jäger und Förster etwas Besonderes sind, nämlich besonders zuverlässig, besonders wetterhart und besonders zum Soldaten geschaffen. Wie ja Jägertum und Soldatentum in engen Wechselbeziehungen stehen! Daß die Wilddieberei — übelste Fleischmacherei — in Frankreich in hoher Blüte steht, sei nebenher bemerkt.

An eine lustige Geschichte erinnere ich mich. Ein bajuwarischer Kamerad, unverkennbar an seiner Muttersprache, hatte sich mir bei einem bewaffneten Spaziergang angeschlossen. Seine reiche jagdliche Erfahrung übertraf bei weitem seine geringen Sprachkenntnisse. Wir waren kaum im Revier, als ein Rothuhn, uns bis dahin jagdlich unbekannt, vor uns abstrich. Der höfliche, uns begleitende eingeborene Jagdaufseher wandte sich an den Bayern: „A vous!" Das bedeutet in übertragener Verdeutschung: „Bitte zu schießen!" Das Rothuhn fiel. Alsbald wiederholte sich dieses Geschehnis, nicht ohne daß der Jagdaufseher wieder mit „à vous" zum Schuß aufgefordert hatte. Als wir weiterzogen, strichen plötzlich zwei Rothühner. Mit elegantem Doppelschuß holte sie unser Süddeutscher aus der Luft, sich zu mir wendend: „Ham'S g'sehn, zwoa Wu!" Ja, es geht doch nicht über ein bißchen „Parlez vous francais?" — Als schönste Erinnerung an Frankreich konnte ich das recht ansehnliche Geweih eines in Mittelfrankreich erlegten Hirsches an die Wand meiner Klause hängen.

Immerhin, Frankreich bot einiges. Alle Ostsoldaten, wobei ich vorwiegend die Männer der kämpfenden Truppe meine, vermissen bald nach Betreten des russischen, unseligen Bodens immer wieder eines: Die Seele der Landschaft. Wohl gibt es Wälder und bebaute Felder, aber die frei lebende Tierwelt in ihrer Vielfältigkeit wie bei uns daheim, die gibt es in Rußland nicht. Deshalb erscheint uns das weite russische Land seelenlos. Zwar gibt es etliche Arten, besonders der Vogelwelt, ihr Vorkommen ist jedoch gemessen an dem Riesenraum so selten, daß man als Fachmann von einer sehr geringen Dichte der frei lebenden Tiere spricht. Mit jagdlichem Erleben in Rußlands öden Fluren und verfilzten Wäldern ist deshalb kein großes Geprahle zu machen. Ich will absehen von den an Gewässern stellenweise zahlreichen Wildenten, auch von dem zur Frühlingsbalz vielfach zu beobachtenden Birkwild. Im allgemeinen sieht man oft wochenlang nicht ein Stück Wild. Dann und wann vielleicht vor dem Graben der HKL oder auf Spähtrupp. Da haben hier und da manches Häslein, mancher Fuchs, selbst Elchwild das Leben lassen müssen. Zahlreich sind die Fälle, daß die Beute unter feindlichem Feuer geborgen wurde.

Es war nach der Schlacht von Wjasma 1941, als ich mit einem Kameraden einen Spaziergang in der Nähe unseres Gefechtsstandes unternahm. Die einzige Waffe, die wir bei uns führten, war meine geladene Doppelflinte, als wir uns plötzlich vier sowjetischen Infanteristen auf 70 Meter gegenüber sahen. Meine (allerdings auf deutsch vorgebrachte) Aufforderung, ihre Gewehre wegzuwerfen und sich gefangenzugeben, beantworteten sie mit einem Sprung in die nächste Deckung. Was blieb übrig, als auch in Deckung zu gehen! Offenbar überschätzten sie unsere Feuerkraft und türmten. Es war besser so.

Zu mehreren Schützen hatten wir ein andermal ein Waldstück, in das eine Elchfährte führte, umstellt. Einige Treiber von uns sollten uns den mutmaßlichen Schaufler zudrücken. Vor mir brach es im Buschwerk. Nanu, dachte ich, solltest du das Waidmannsheil auf den Elch haben! Gewehr also hoch! Was war es, das aus dem Busch trat? Ein sowjetischer Soldat, der sich auf Anruf sofort ergab. Jedenfalls ein jeglicher Erfolg, diesmal auf zweibeiniges Raubzeug.

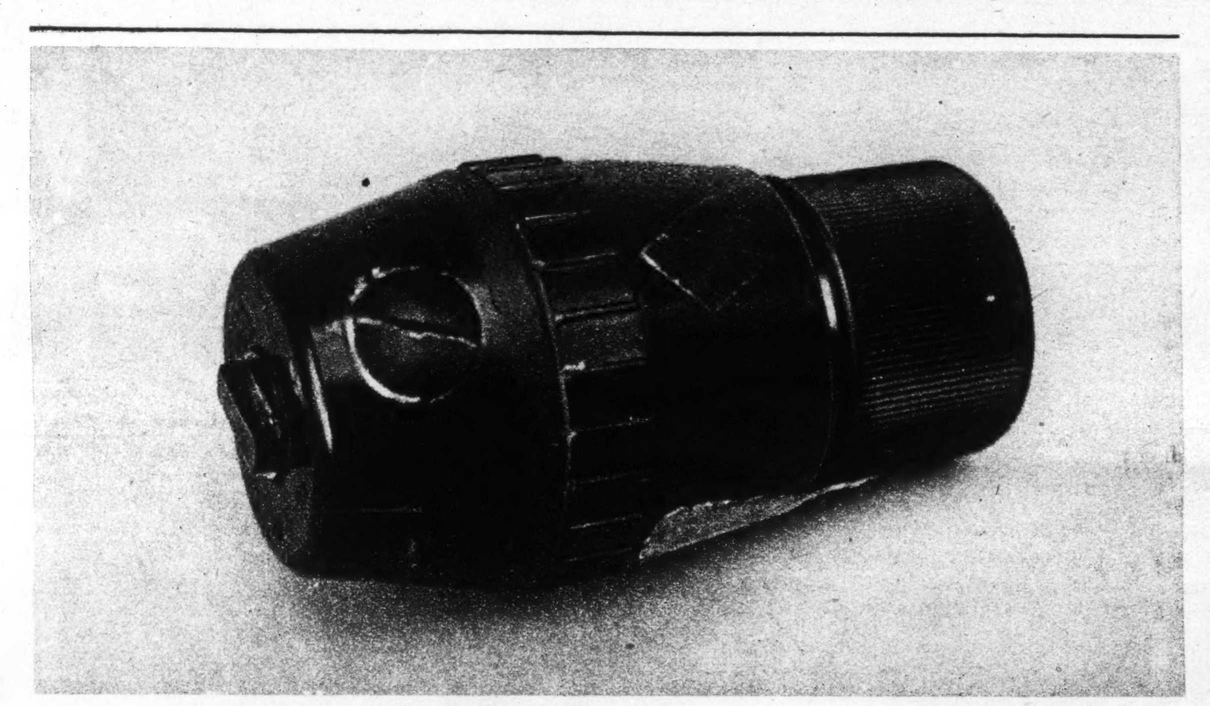
Brachte der ganze Sommer 1942 keine Strecke, so konnte ich auf unserer kleinen Hubertusjagd, die wir überlieferungsgemäß am 3. November veranstalteten, erst am Schluß der Jagd, als schon die Dämmerung hereinbrach, einen Fuchs, meinen bisher einzigen in Rußland, erlegen und damit die Ehre des Tages retten, denn weiter wurde nichts zur Strecke gebracht, weil einfach nichts da war.

Ein spaßiges Erlebnis fällt mir noch ein. Wieder einmal, zwischen zwei Schlachten, konnte ich das Jagdgewehr umhängen. Ich ließ ein Waldstück durchdrücken. Dem Jungjäger, der sich in meiner Begleitung befand, kam flüchtig ein rötliches Etwas. Ohne zu zaudern schoß er und traf auch. Bei näherer Betrachtung stellte es sich als eine wunderschön rötlich gezeichnete verwilderte Katze heraus. An Ort und Stelle streifte ich sie ab, den Balg nahmen wir mit, um ihn dann, ins Quartier zurückgekehrt, als „sibirischen Zwergfuchs", einen angeblich sehr wertvollen Pelzträger, einem Kameraden zu präsentieren. Natürlich wollte er den Balg sofort erwerben und bot zwanzig Mark. Schnell wurden wir handelseinig. Ich nahm den Betrag, mußte mich aber verpflichten, weitere zehn sibirische Zwergfüchse zu je gleichem Preis zu liefern, damit daraus ein Pelzmantel für die Gattin, die ach so teuere, gearbeitet werden konnte. Die zehn Zwergfüchse wurden nie geschossen, der Betrag aber dem WHW zugeführt. Im größeren Kameradenkreis deckte ich den Schwindel unter großer Heiterkeit auf. Wer den Schaden hat, braucht bekanntlich nicht für den Spott zu sorgen. So war es auch hier.

Zu meiner geringen Rußlandstrecke zählt ein Haselhahn vom Spätsommer 1943, wenigstens ein Trostpreis für vieles jagdliche Verzichtleisten in über vier Kriegsjahren im Feldheer.

Der Jäger, der in diesen Kriegsläuften in fremden Landen die Büchse gelegentlich vom zweibeinigen Raubzeug abzuwenden und sie auf edles Wild zu führen Gelegenheit fand, wird um so eindringlicher die Erkenntnis gewonnen haben, wie unvergleichbar schön die eigene deutsche Heimat, wie großartig die Vielfalt der sie belebenden Tierwelt ist. Wie hat doch das göttliche Walten unser Vaterland mit seinen Tälern, seinen Höhen, seinen Wäldern und allem, was zu dem Naturweben gehört, so sichtbar gesegnet! Nur dem deutschen Menschen sind die seelischen Kräfte eigen, die ein deutsches Waidwerk in vielen Geschlechterfolgen, beginnend in grauer Vorzeit, schufen.

Nicht jeder Kampftag ist ein Erfolgstag, nicht jeder Jagdtag ist, wie der Jäger sagt, ein Fangtag. Wie auf der Jagd, so wird auch in diesem Krieg derjenige den Enderfolg davontragen, der die größere Beharrlichkeit, die größeren Werte des Geistes und des Gemütes besitzt.



Die englische Bakelit-Handgranate Nr. 69

Bei Dieppe tauchte erstmalig eine neue englische Handgranate auf, die im Gegensatz zu allen bisherigen nicht aus Metall, sondern aus Bakelit, einem Kunstharz, gefertigt war. Diese Handgranate zeigte auch sonst noch mancherlei Unterschiede gegenüber der alten englischen Mills-Handgranate (Nr. 36) auf.

Ein handlicher tonnenförmiger schwarzer Körper von etwa 15 cm Länge, 6 cm Durchmesser und rund 400 g Gewicht trägt in seinem Innern einen sehr empfindlichen Aufschlagzünder und eine Sprengladung von 100 g.

Beim Transport ist der Zünder durch eine geriffelte, abschraubbare Bakelitkappe geschützt, die durch Klebebänder gegen unbeabsichtigtes Abschrauben gesichert ist. In diesem Zustand ist die Handgranate ungefährlich.

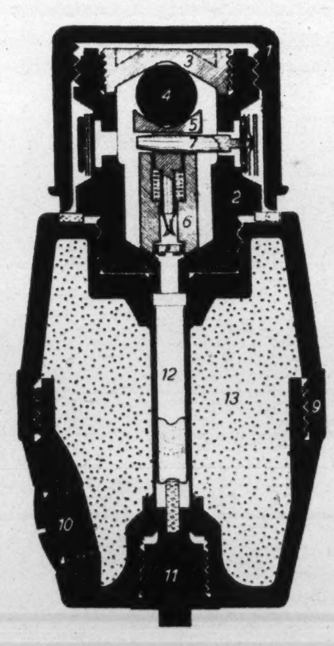
Zum Wurf wird die Kappe abgeschraubt, das Sicherungsband (weißer Leinenstreifen) zwischen Daumen und Zeigefinger gehalten. Während des Fluges zieht das abrollende Band den Sicherungsstift heraus, wodurch der Aufschlagzünder scharf wird. Im Augenblick des Aufschlags tritt sofortige Detonation ein.

Laß jeden Blindgänger dieser Handgranate liegen und sorge für seine Beseitigung, daneben hockt der Tod! Schon leise Berührung kann die Zündung auslösen!

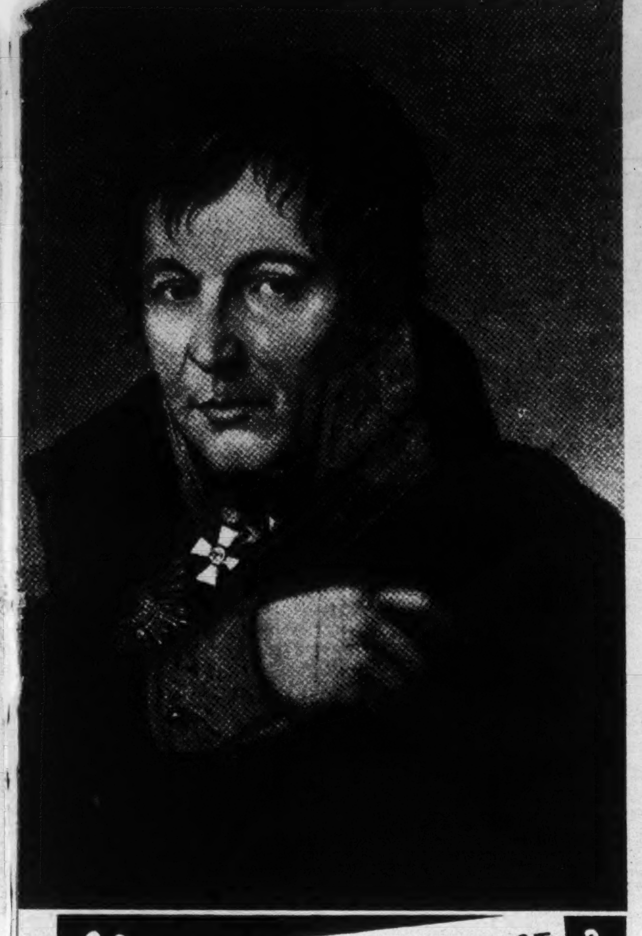
Der Wirkungsbereich der Handgranate ist verhältnismäßig gering, er beträgt höchstens 10 m, die moralische Wirkung ist bedeutender, insbesondere bei Nacht, da bei der Detonation der Handgranate eine große Stichflamme entsteht.

G e s i c h e r t e Handgranaten können leicht nach dem Lösen der Bodenschraube durch Herausnehmen der Sprengkapsel entschärft werden.

Dipl.-Ing. von Treschow



1 Abschraubkappe aus Bakelit
2 Zünderkörper
3 Widerlager
4 Schlagkugel
5 Bewegliches Widerlager mit Schlagbolzen
6 Schlagbolzenführung
7 Sicherungsstift mit Sicherungsband
8 Zündhütchen
9 Handgranatenhülle aus Bakelit
10 Füllschraube
11 Bodenschraube
12 Sprengkapsel
13 Sprengstoff



Wer war SCHARNHORST?

Die vergeistigten, fast weichen Züge im Gesicht dieses Mannes, der gütige und weise Blick der Augen haben nichts von dem Feldherrlich-Heroischen, das man vielleicht beim Klange dieses Namens erwartet. Doch spürt man darin die ausgeprägte Energie, die den unbekannten hannoverschen Bauernsohn befähigte, aus eigener Kraft einen ungewöhnlichen Lebensweg zu gehen. Graf Wilhelm von Schaumburg, ein genialer Fürst und erfolgreicher Heerführer, nahm den Jungen in seine Kriegsschule auf dem Wilhelmstein, einer Insel im Steinhuder Meer, auf. Hier zeichnet sich der im Jahre 1735 in Bordenau geborene Gerhard Scharnhorst bald vor den Kameraden aus. Er wird hannoverscher Artillerieoffizier, tut sich durch besondere Waffentaten hervor, dringt aber mit Reformplänen, die in dem Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht gipfeln, nicht durch. Auch in Preußen, in dessen Armee er 1801 übertritt, findet er dafür zunächst kein Verständnis.

Der schmachvolle Niedergang Preußens, die ablehnende, ja fast feindliche Haltung des Volkes seinem Heer gegenüber beeindrucken Scharnhorst tief, er sieht in diesem Zwiespalt die Hauptursache für den Zusammenbruch. Hier Wandel zu schaffen, kann dem Soldaten nicht allein gelingen, er braucht die Hilfe des Staatsmannes. Scharnhorst findet in Freiherrn vom Stein den Mann, der durch seine umfassenden Reformen das Volk wieder zu einer heroischen Einstellung hinführt: wirtschaftlich befreit sollen Bürgertum und Bauernstand nun auch an den öffentlichen Dingen des Staates beteiligt werden und überall wahres Verdienst die Wege zum Aufstieg frei finden. Die neue seelische Verfassung des Volkes soll nach Scharnhorsts Worten vor allem dem Zwecke dienen, „den Geist der Armee zu erheben und zu beleben, die Armee und Nation inniger zu vereinen und ihr die Richtung zu ihrer wesentlichen und großen Bestimmung zu geben“.

Der Kampf, den Scharnhorst zur Verwirklichung dieses Zieles führen mußte, dauerte lange Jahre, denn auch hier standen den weitausgreifenden, vorwärtsstürmenden Gedanken des militärischen Genies das Althergebrachte, ja Böswilligkeit, Egoismus, Mangel an Gemeinsinn und krasser Materialismus entgegen. Aber Scharnhorst ließ nicht nach, er wirkte — nicht mit großen Worten, sondern durch zähe Beharrlichkeit und durch die seltsame Ruhe seines erhabenen Menschentums. Bescheiden trat er hinter sein Werk zurück und durfte mit Recht von sich sagen: „Ich habe mit unbeschreiblicher Anstrengung für das Vaterland gearbeitet . . . Dabei habe ich kein Kommando nehmen können, ich habe mich nur begnügt, gute brauchbare Leute hervorzuziehen: ich konnte nur dies durchsetzen, wenn ich selbst allem entsagte.“

So geht in den Jahren 1807 bis 1813 Hand in Hand mit der Reform des ganzen Staates die äußere und innere Neugestaltung der preußischen Armee. Der Dienst für die Nation ist eine Pflicht und eine Ehre, die höchste Form dieses Dienstes aber ist die militärische. Das ist einer der Grundpfeiler, auf dem Scharnhorst sein Werk aufbaut. Ehrliebe, Vaterlandsliebe und Begeisterung werden geweckt, die entehrenden körperlichen Strafen für Mannschaften werden abgeschafft. Der Offizier wird zum Erzieher, muß daher neben Charakter auch Bildung besitzen. Das Soldatische wird zum Faktor des geistigen Lebens, militärisches Denken steht gleichwertig neben jedem anderen wissenschaftlichen Forschen. Die Einrichtung von Akademien und Kriegsschulen wird darum dringend notwendig.

Wenn uns heute diese Prinzipien als etwas Selbstverständliches erscheinen, so dürfen wir nicht dabei vergessen, daß sie es erst dank der aufbauenden Arbeit eines Scharnhorst sind. Er hat damit die Voraussetzungen für die allgemeine Wehrpflicht geschaffen und ist darum auch als ihr eigentlicher Schöpfer anzusehen. Ihre Einführung im Jahre 1814 hat er nicht mehr erlebt. Bereits in der ersten Schlacht der Freiheitskriege, am 2. Mai 1813 bei Großgörschen, wurde er verwundet und starb bald darauf in Prag.

Das Leben dieses großen Soldaten war ein Opfergang für Preußen und Deutschland. Sein Geist ist uns heute in diesem größten Kampfe, den wir als Volk und führende Macht Europas zu bestehen haben, näher denn je. Denn immer noch gilt das Clausewitz-Wort: „Ich weiß nicht, wie weit wir in allen diesen Dingen ohne Scharnhorst gekommen wären, aber man kann das alles nicht sehen, ohne unaufhörlich an ihn zu denken.“ K. M.

EICHENLAUBTRÄGER DES HEERES

Major d. R. Josef Heindl,
Kommandeur des Gren.-Rgts. „List“, als 328. Soldaten der deutschen Wehrmacht

Hauptmann Willy Johannmeyer,
Bataillonskommandeur in einem Grenadier-Regiment, als 329. Soldaten der deutschen Wehrmacht

Generalleutnant Johannes Block,
Kommandeur einer Infanterie-Div., als 331. Soldaten der deutschen Wehrmacht

Generalmajor Hasso von Manteufel,
Kommandeur einer Panzer-Division, als 332. Soldaten der deutschen Wehrmacht

Generaloberst Gotthard Heinrici,
Oberbefehlshaber einer Armee, als 333. Soldaten der deutschen Wehrmacht

General d. Inf. Hans Schmidt,
Kommand. General eines Armeekorps, als 334. Soldaten der deutschen Wehrmacht

Oberst Dr. Karl Mauss,
Kommandeur eines Panz.-Gren.-Rgts., als 335. Soldaten der deutschen Wehrmacht

Generalleutnant Otto Schünemann,
Kommandeur einer Infanterie-Div., als 339. Soldaten der deutschen Wehrmacht

Generalleutnant Walter Hartmann,
Kommandeur einer Infanterie-Div., als 340. Soldaten der deutschen Wehrmacht

Major Ernst-August Fricke †,
Bataillonskommandeur in einem Panzer-Grenadier-Regiment, als 341. Soldaten der deutschen Wehrmacht

Oberstleutnant Ernst Wellmann,
Kommandeur eines Panzer-Grenadier-Regiments, als 342. Soldaten der deutschen Wehrmacht

Oberst Alfred Druffner †,
Kommandeur eines Grenadier-Rgts, als 343. Soldaten der deutschen Wehrmacht

Generalleutnant Anton Grasser,
Kommandeur einer Panzer-Gren.-Div., als 344. Soldaten der deutschen Wehrmacht

Oberstleutnant Kurt Walter,
Kommandeur eines Grenadier-Rgts., als 345. Soldaten der deutschen Wehrmacht

Major d. R. Franz Weitkunat,
Kommandeur eines Kampfbataillons, als 346. Soldaten der deutschen Wehrmacht

Hauptmann d. R. Walter Elflein,
Kampfgruppenführer in einer Inf.-Div., als 347. Soldaten der deutschen Wehrmacht

Oberstleutnant Willy Langkeit,
Kommandeur eines Panzer-Regiments, als 348. Soldaten der deutschen Wehrmacht

Rittmeister Andreas Thorey,
Führer einer Aufklärungsabteilung, als 349. Soldaten der deutschen Wehrmacht

General der Panzertruppen Siegfried Henrici,
Kommandeur einer Panzer-Gren.-Div., als 350. Soldaten der deutschen Wehrmacht

Oberst Heinrich Voigtsberger,
Regimentskommandeur in einer Panzer-Grenadier-Division, als 351. Soldaten der deutschen Wehrmacht

Oberstleutnant Karl Baacke,
Kommandeur eines Grenadier-Rgts., als 352. Soldaten der deutschen Wehrmacht

Hauptmann Alfred Müller,
Kommandeur einerSturmgeschütz-Abt., als 354. Soldaten der deutschen Wehrmacht

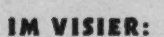
Oberstleutnant Hans-Joachim Kahler,
Kommandeur eines Panzer-Gren.-Rgts., als 355. Soldaten der deutschen Wehrmacht

General der Infanterie Kurt von der Chevallerie,
Kommand. General eines Armeekorps, als 357. Soldaten der deutschen Wehrmacht

Oberst Wilhelm Schmalz,
Brigadekommandeur in der Panzer-Division „Hermann Göring“, als 358. Soldaten der deutschen Wehrmacht

Leutnant Heinrich Ochs †,
Zugführer in einer Panzerjäger-Abt., als 360. Soldaten der deutschen Wehrmacht

Hauptmann Helmut Kalbitz,
Kommandeur eines Pionier-Batls., als 366. Soldaten der deutschen Wehrmacht



IM VISIER:

DAS FÜHRERPAKET

Es galt schon immer gerade in der deutschen Wehrmacht nicht nur als eine der vornehmsten Pflichten, sondern auch als ein Beweis vorbildlichen soldatischen Verantwortungsbewußtseins, wenn die Sorge des Truppenführers und des Feldherrn sich auch auf das persönliche Wohl des einzelnen Soldaten erstreckt. Nichts bindet mehr Führung und Truppe zusammen, als das sichere Bewußtsein auch des einfachsten Soldaten, daß in jeder Beziehung für ihn gesorgt wird und daß das Herz seines unmittelbaren Truppenführers und auch das des gesamtverantwortlichen Feldherrn bei ihm ist, daß er seine Gedanken und Sorgen kennt und darum mit ihm empfinden kann. Wenn etwas den Führer als Feldherrn menschlich ganz besonders auszeichnet, dann ist es seine unablässige Sorge für seine Kameraden und sein nie erlahmendes Bestreben, ihnen in jeder Beziehung zu helfen und ihnen Kampf und Leben zu erleichtern. Sein Dank ist immer Tat. Gerade in dem Geschenk des Führerpaketes zeigt sich eine Form des praktischen Dankes, die beweist, wie genau der Führer aus eigener Erfahrung als einfacher Soldat die kleinen und großen Sorgen seiner Frontkameraden kennt.

Die Beantwortung der Frage: Warum wurde das Führerpaket geschaffen?, gibt Auskunft über Sinn und Zweck desselben. Der Soldat will nicht mit leeren Händen zu seinen Lieben kommen und er will und soll auch nicht verpflegungsmäßig zu Hause zur Last fallen. Da der Soldat oftmals unmittelbar aus der vordersten Linie auf Urlaub fährt oder versetzt wird, hat er kaum Gelegenheit, etwas zu kaufen. Mit dem Führerpaket wird ihm etwas in die Hand gegeben, das für ihn und seine Familie gleichermaßen eine Freude ist. Wenn auch die Zuteilungen in der Heimat ausreichend sind, so wird doch jede besondere Zulage freudig begrüßt, denn wir wissen ja, wie es ist: Unsere Lieben wollen doch für ihre Frontkämpfer immer etwas Besonderes tun. Mit diesem Paket haben sie die Möglichkeit, vieles zubereiten zu können, was ohne dies nicht möglich wäre.

Es liegt der besondere Wert dieses Paketes darin, daß es ein praktisches Geschenk ist. Jeder, ob Mann oder Offizier, erhält das gleiche Paket, dessen Inhalt eine feste Norm in Wert und Menge hat. Sie setzt sich zusammen aus 5 kg Weizenmehl, 2 kg Nährmitteln, 1 kg Zucker, 1½ kg Marmelade (davon gegebenenfalls statt 1 kg Marmelade ½ kg Honig) und ½ kg Butter oder anderem Fett. Wenn das Lebensmittelpaket aus irgendwelchen Gründen nicht ausgehändigt oder in Empfang genommen werden kann, wird in der Heimat eine Sonderlebensmittelkarte, die zum Einkauf der aufgeführten Lebensmittel berechtigt, ausgehändigt. Außerdem erhält dann der Empfangsberechtigte 10 RM in bar für den Einkauf der Lebensmittel.

Aus dem Verteilerschlüssel geht deutlich hervor, daß das Führerpaket ein Geschenk für die Männer und Frauen ist, die am dichtesten am Feind sind und unter den Begriff „kämpfende Truppe“ fallen. Es zählen dazu die Angehörigen der Wehrmacht und der Waffen-ʃʃ, der Polizei, des Zollgrenzschutzes, des RAD, der OT, der NSKK-Truppe Todt, der Reichsbahn, die uniformierten Bauarbeiter der Luftwaffe, die Angehörigen der NSKK-Motorgruppe Luftwaffe, der freiwilligen Verbände, der landeseigenen Verbände, der Schutzmannschaftsbataillone und die Hilfswilligen. Die Kampfräume, aus denen man kommen muß, um für das Führerpaket empfangsberechtigt zu sein, sind folgende: Gesamtostfront, Finnland, Italien einschließlich Albanien und italienische Ägäis-Inseln, Griechenland einschließlich Kreta und Ägäis-Inseln, Serbien, Kroatien und Norwegen sowie die entsprechenden Seegebiete. Die Ausgabe des Führerpaketes ist zeitlich begrenzt, und zwar vom 15. Oktober 1943 bis März 1944 und wird nur einmal während dieser Zeit an die Empfangsberechtigten ausgegeben. Die Ausgabe selbst ist nicht an den Erholungsurlaub gebunden, sondern erfolgt auch bei allen anderen Arten von Urlaub und Versetzungen.

All diese Bestimmungen spiegeln deutlich den Sinn des Führerpaketes wider: Es ist der in die Tat umgesetzte Dank des Führers an seine Soldaten. Darüber hinaus unterstreicht es deutlich die Stärke der ernährungspolitischen Lage der Heimat, für die die Tapferkeit der Soldaten wesentliche Voraussetzungen geschaffen hat.



VON CHRISTIAN MUNK

Wir lagen damals schon seit drei Wochen auf dem Wasser. Wir lehnten an der Reling und sahen drei Wochen lang den fliegenden Fischen zu. Und drei Wochen lang hatten wir schlechtes Wetter gehabt, das Wasser war schiefergrau, und wir waren alle nicht sehr freundlich an Bord. Es war auch kein schwimmendes Hotel, es war nur ein braves, mittelgroßes Schiff, das seine beste Zeit schon hinter sich hatte. Aber es waren ziemlich viele Passagiere an Bord, da der letzte Dampfer von Bandoeng ausgefallen war. Mittags saßen wir zu dreihundert in den Speisesälen, Weiße und Farbige, Gauner und Ehrliche, schreiende Pflanzerfamilien, kopfschüttelnde Methodistenprediger, trinkfeste Koprahändler und langschädelige Matronen, die mit steifem Kreuz am Tisch aßen und mit der Gabel klapperten. Wenn man drei Wochen lang mit denselben Leuten ißt und ruht und schaut und spricht, so wird man schweigsam. Allmählich wurden alle an Bord schweigsam, alle Lebensgeschichten und Ratschläge waren mitgeteilt worden. Jetzt hatte man sich satt und starrte höchstens auf die fliegenden Fische.

Und man starrte auf Sibylle, wenn sie vorbeiging. Sibylle war ein hellhäutiger Traum von einer Amazone, langbeinig, schön und mit braunem, krausem Haar, das in der Sonne wie altes Gold leuchtete. Sie hatte jenen gewissen trägen, wiegenden Gang, wie ihn Frauen sich oft aneignen. Jede ihrer Bewegungen war schön, und ihre Hände waren blaß und schmal. Ihre Augen schimmerten goldbraun wie Portwein, durch den das Licht der Lampe scheint, sehr geheimnisvoll und etwas hochmütig. Wenn sie über das Promenadendeck ging, drehten sich achtzig Hälse hinter ihr her, sie tat, als sähe sie nichts. Schön und kühl ging sie durch alle Männer, als seien sie ein Luftzug, und dabei waren doch Tennismeister, Millionäre und junge Männer genug da.

Es gab niemand, der sie nicht mit seinen Augen verschlang, und es gab allerlei Augen an Bord, aber es gab nur eine Sibylle. Sie blieb allein, und die Männer haderten an Hand von geeistem Whisky jede Nacht an der Bar mit ihrem Geschick.

Dann kam der atemberaubende Abend, der später in den Zeitungen stand. Wir hatten eine seitliche Dünung, und die Gardinen von unserem Speisesaal pendelten bei jedem zweiten Atemzug schräg in der Luft, statt gerade vor dem Fenster zu hängen.

Es gab an jenem Abend im großen Speisesaal Kabarett. Verschiedene Malaien zauberten und balancierten, die Bordkapelle spielte laut und rauh Tanzmelodien, und wir Passagiere saßen schwitzend und verdrossen in den Sesseln.

Plötzlich richteten sich alle Passagiere in den Sesseln auf und beugten sich gespannt nach vorn. Von Lichtern überstrahlt, stand Sibylle auf der Bühne, ich hörte alle Männer aufatmen, und ich bemerkte, wie alle Frauen erstarrten, denn Sibylle tanzte . . .

Ich habe malaiische Königstänzer gesehen, ich habe in Neapel die Tarantella bewundert und in Buenos Aires Tangotänzerinnen, alles erschien mir blaß und hölzern gegen Sibylle.

Sie tanzte, als sei sie ein Traum. Mit geschlossenen Augen, sehr zart und vibrierend. Was dort auf der kleinen Bühne tanzte, war ein Fest von einer Frau, bernsteinfarben die Haut, kupferbraun die Augen, die über uns hinwegsahen, und sie tanzte wie eine soeben geborene Göttin, zehn Meter über den Haifischen des Indischen Ozeans.

Dann verschwand sie, und ein tosender Beifall brach los, denn die Pflanzer und Händler hatten alle umfangreiche Hände mit an Bord gebracht.

Sie tanzte noch einmal, aber es entging mir nicht, daß sie nicht so ruhig tanzte wie vorher. Es sah aus, als ob sie vor einer Gefahr fliehe. Der Aufenthalt in den Tropen macht einen für derartige Dinge empfindlich. Wieder verschwand sie, und dann erschien sie zum drittenmal, um zu tanzen. Ich weiß nicht, wie es anderen geht, aber bei mir hat alles einmal ein Ende, und nach dem vierten Tanz fand ich, daß die schöne Sibylle eigentlich genug getanzt hatte. Aber sie erschien ein fünftes Mal. Und sie tanzte immer feuriger und wilder und riß die versammelten Passagiere mit sich, so daß eine tolle Stimmung in dem Speisesaal entstand . . .

Plötzlich tippte mich ein Steward auf die Schulter und bat mich zum Kapitän. Ich war sehr erstaunt, aber ich ging natürlich mit. Der Steward rannte vor mir her über das mondüberleuchtete Promenadendeck. Ringsum der Ozean rollte wie flüssiges Silber.

Am Kartenhaus standen zwei Matrosen und der Zahlmeister und beugten sich über einen liegenden Mann. Der Zahlmeister sagte: „Es ist verunglückt, Doktor. Schweigen Sie über alles, was Sie sehen, helfen Sie ihm. Der Schiffsarzt hat einen schweren Malariaanfall und liegt unten besinnungslos. Helfen Sie, bitte, dem Mann hier." Ich stellte fest, daß der Mann Brandverletzungen hatte, und behandelte ihn.

Dann wurde ich zu einem anderen Mann gerufen, und auf dem Weg ins Vorschiff sah ich rußgeschwärzte Matrosen mit Rauchmasken herumrennen, einige Offiziere schrien mit halberstickter Stimme ihre Befehle. Und dann spürte ich einen intensiven Brandgeruch aus dem Vorschiff kommen.

Das Schiff brannte!

In diesem Augenblick stürzte einer der Offiziere auf mich zu und sagte: „Sie haben nichts gesehen, Doktor, nicht wahr? Wir versuchen das Feuer im Vorschiff zu löschen. Der Alte fährt mit allen Kesseln nach Penang. Es ist der sicherste Weg, um die Passagiere zu retten! Mindestens so sicher wie Ausbooten. Der Kapitän läßt Sie bitten, uns zu helfen, genau so wie wir Sibylle gebeten haben, die die Passagiere im Saal festhält und sie vor einer Panik bewahrt . . ."

Ich verstand . . .

Das Schiff lief mit dem Tod um die Wette. Der Kapitän spielte ein hohes Spiel. Würde es ihm gelingen, die Küste zu erreichen, oder würde vorher plötzlich das Feuer unter dem Vorschiff hervorbrechen, und dann . . .?

Der Kapitän mußte Nerven haben. Ich blickte zu der Brücke hinauf, dort oben sah ich im Mondlicht sein unbewegliches Gesicht über die Schanze ragen, steinern und entschlossen. Es war still auf dem Vorschiff, nur zuweilen hörte ich, daß man unten das Feuer aus Wasserschläuchen bekämpfte. Und dann sah ich durch die kalfaterten Ritzen an Deck kleine Rauchfäden emporsteigen, überall tanzten sie hoch und wurden vom Fahrtwind verweht. Manchmal rannten einige Männer an mir vorbei, sie kämpften um das Schiff, sie kämpften um die Sicherheit der Passagiere, tapfere Männer!

Tapfere Frau, die ihnen dabei half! Es war Sibylle, die tanzte. Ich ging zurück und blickte durch eins der offenstehenden Promenadendeckfenster hinein. Der Speisesaal glich einem Tollhaus, so sehr hatte Sibylle die Gemüter erhitzt. Ich kannte sie nicht mehr wieder. Die kühle, hochmütige Sibylle tanzte mit einer Leidenschaft, durch die sie alle hypnotisierte, sie wirbelte mit einer wilden Glut über die Bühne, daß die Passagiere erschauerten, sie tanzte immer toller und wilder, und die Leute rasten vor Begeisterung, sie klatschten und schrien sich heiser und rannten nach vorn an die Rampe, und Sibylle ließ sich nicht nötigen. Sie tanzte immer wieder, eine wunderbare, begnadete Tänzerin . . .

Als Sibylle einen Moment, von Beifall umrauscht, hinter die Bühne stürzte, reichte ich ihr ein Glas Wasser. Mein Gott, wie sah sie aus, ihre Augen flackerten, sie bebte und war von Schweiß überronnen. Sie mußte zu Tode erschöpft sein, sie sank gegen die Wand, als sie getrunken hatte, dann jedoch raffte sie sich wieder auf und stürzte hinaus, um weiter zu tanzen.

Sie tanzte mit solcher Kraft, daß nicht einer der Passagiere hinausging, sie tanzte den ganzen Abend, sie lachte und ließ zwischendurch die anderen tanzen, sie ließ die Kapelle spielen, und tanzte wieder, um die Leute aufzupeitschen.

Um Mitternacht brach sie zusammen. Wir trugen sie in ihre Kabine. Es war im selben Augenblick, als wir Sirenen auf See hörten. Wir sahen am Horizont Lichter, und dicht neben uns lagen zwei Schiffe, ein Feuerlöschboot und ein Tender.

Dann ging alles sehr rasch. Wir Passagiere stiegen alle auf den Tender über und wurden nach Penang gebracht. Wir sahen, als wir in einem Menschenschwarm an Land gingen, draußen auf See plötzlich einen blutroten Feuerschein auffahren. Aber wir waren gerettet, der Kapitän hatte richtig gerechnet.

Sibylle erholte sich rasch. Als sie am nächsten Morgen beim Frühstück eine Zeitung kaufte, war sie eine berühmte Frau geworden. Sie fand Engagements in der ganzen Welt, sie hatte geholfen, dreihundert Menschen zu retten, und sie war eine schöne Frau.

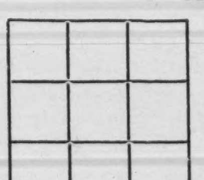
UNSERE KNOBELECKE

Der Schlüssel im Knoten



Hört mal zu: Da hat mir mein Neffe Kasimir einen Schabernack gespielt, über den ich mich einerseits geärgert, andererseits auch gewundert habe. Trage ich doch an einer Schnur immer zwei kleine Schlüssel, von denen ich den einen verknotete, um sie nicht zu verwechseln. Kommt doch da mit einem Male der Kasimir hinter meinen Trick und bringt den anderen Schlüssel in den Knoten, ohne daß er die Verknotung der Schnur geöffnet hätte. Nun denkt mal nach, wie ich's bereits getan habe, wie das der Kasimir wohl fertiggebracht hat.

Magisches Quadrat



Die Zahlen 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25 und 26 sind in die Felder des nebenstehenden Quadrates so einzusetzen, daß beim waagerechten, senkrechten und diagonalen Zusammenzählen der Zahlen sich jedesmal die Summe 66 ergibt. Mehrere Lösungen sind möglich.

WER HAT'S GERATEN?

Auflösung aus der vorigen Folge

„Ein"-Treppe: 1. Einkommen, 2. Feinseife, 3. Kleingeld, 4. Scheintod, 5. Schreiner, 6. Weltfeind, 7. Weißwein.

Verlagsleiter: Maximilian Künzner (im Wehrdienst), i. V.: Georg Macknow, Berlin, Hauptschriftleiter: i. V. Fred-Erich Uetrecht, Berlin. Verlag: „Die Wehrmacht" K.-G., Berlin SW 68, Schützenstraße 18-25, Fernruf: 17 47 [illegible]1, Postscheckkonto Berlin Nr. 382 / Alleinauslieferung, Anzeigenverwaltung und Druck: Berliner Verlagsanstalt GmbH., Berlin SW 68, Schützenstraße 18-25

FILMNACHWUCHS, DER EUCH GEFÄLLT (VI)

Rose Marten

Sie stammt aus Saarbrücken, wo ihre Eltern ein kleines Anwesen besitzen. Die Notwendigkeit, Geld zu verdienen, der ehrgeizige Wunsch, den Eltern nicht auf der Tasche zu liegen, lassen sie Stenographie und Schreibmaschine lernen. So war sie noch vor zwei Jahren in Leipzig eine von vielen, ein junges Mädel, das als Stenotypistin, Kontoristin und Sekretärin ihren Dienst tut, und das mit der Kunst nichts weiter verbindet als ein gelegentlicher Kino- und Theaterbesuch, vielleicht auch ein wehmütiges Erinnern an herrliche Tage, die schon wer weiß wie lange zurückliegen, wo sie auf einer Laienbühne die gefeierte jugendliche Liebhaberin sein durfte. Da veranstaltet eines Tages die Bavaria einen Wettbewerb für ihren Filmnachwuchs. Viertausend junge Mädchen glauben sich auserwählt, kaum 160 kommen in die engere Wahl. Nach monatelangem Prüfen und Proben, in denen die Zahl der Bewerberinnen schmilzt wie die Butter an der Sonne, bleibt nur eine übrig: Rose Marten. In München erhält sie die erste fundierte schauspielerische Ausbildung. Wer den Film „Man rede mir nicht von Liebe" gesehen hat, erinnert sich vielleicht an die junge Sekretärin in einer Kunstausstellung. Das war Rose Martens erste Filmrolle. Die Tobis hat dem braunlockigen, blauäugigen Mädel nun die große Chance gegeben: die Hauptrolle der Vroni in dem nach Gottfried Kellers Novelle „Romeo und Julia auf dem Dorfe" entstehenden Film „Jugendliebe". Einem jungen Menschen, der aus einem der Kunst so fremden Lebenskreis kommt, wird eine einmalige Glücksmöglichkeit geboten. Rose Marten ergreift sie mit aller Energie und dem ehrlichen Willen, sich zu beweisen.

Raska, der Leitwolf

Mit 60 Sachen raste ich auf meinem Krad über die endlose Eisfläche. Plötzlich ein Knall! Die Maschine stand. An ein Weiterfahren war nicht mehr zu denken, der Kraftstoff war eingefroren.

Ein unheimliches Heulen aus Hunderten von Kehlen ließ mich herumfahren. Schnell hatte ich meine Pistole zur Hand. Und da erkannte ich auch schon die ersten heranstürmenden Wölfe. Mit weit aufgerissenen Lichtern und triefenden Schnauzen jagte die hungrige Meute heran. Vorweg der Leitwolf. Auf den ersten Blick erkannte ich „Raska", den sagenhaften König des russischen Waldes. Acht Schüsse peitschten in das heulende Rudel, acht Wölfe lagen zerrissen auf dem Eise.

An ein Neuladen war nun nicht mehr zu denken. Mit einigen Sätzen erreichte ich einen alten, verwitterten Baum. Es war aber auch höchste Zeit. Gerade hatte ich den ersten Ast mit einem gewaltigen Sprung erreicht, da spürte ich auch schon das Krachen der Wolfszähne auf meinen Stiefelabsätzen. Mit äußerster Kraft zog ich mich hoch. Gerettet! Erschöpft trat ich in die Mitte des gewaltigen Baumes, da — o Schreck — stürzte ich polternd in das morsche Innere des hohlen Stammes.

Draußen wurde das Toben und Heulen immer stärker. Hunderte von Wölfen jagten nunmehr um den Baum. Ein heißer Odem streifte plötzlich meine linke Wange. Ich erschauerte. Die blutdürstige Schnauze Raskas ragte durch ein Astloch herein in mein rettendes Gefängnis. Ein heftiger Schlag mit dem Pistolenknauf, und der feurige Rachen fuhr zurück.

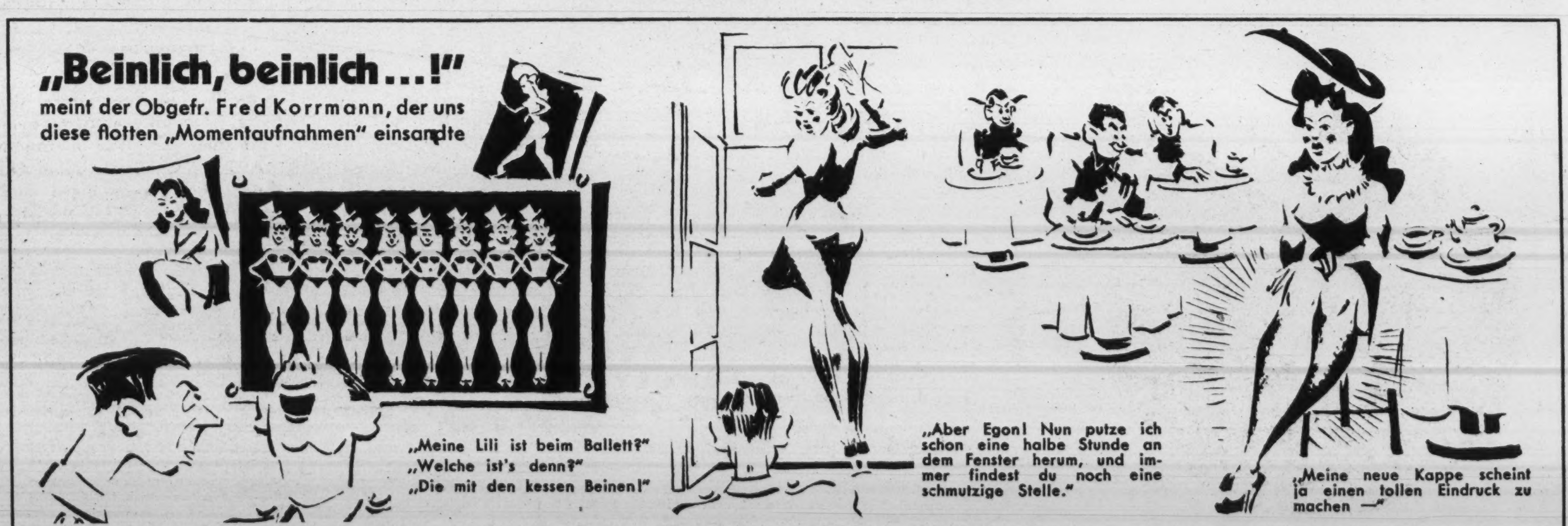
Immer unheimlicher wurde das Kratzen und Scharren draußen. Plötzlich hatte ich eine Idee. Wie ein Blitz schnellte meine Hand zum Astloch hinaus. Mit stählernem Griff bekam ich die Rute Raskas zu fassen und zog sie mit aller Gewalt herein. Dreimal drehte ich sie herum und ließ dann los. Wie von einer Furie gehetzt jagte der Leitwolf mit gebrochenem Schweif davon und hinter ihm her die ganze Meute.

Das war meine Rettung! Als ich nach kurzem, mühseligem Klettern den Rand des hohlen Stammes erreichte, war von dem ganzen Spuk nichts mehr zu sehen. Wenige Augenblicke später stand ich wieder auf dem Eise und lief eiligst davon.

Nach bald dreistündigem Marsch erreichte ich das Waldstück, in dem meine Kompanie lag. Voller Freude verdoppelte ich meine Schritte, als ich unseren Wachposten erkannte. Plötzlich warf der Posten wildschreiend den Arm hoch und deutete hinter mich. Und was glaubt ihr? Da kam wieder das ganze Wolfsrudel angejagt und war bereits auf wenige Meter heran. Vorweg — Raska, der Leitwolf mit gebrochener Rute. Da hatte mich auch schon die Bestie erkannt. Mit wildem Geheul stürzte Raska auf mich zu. Kurz entschlossen blieb ich stehen. Laut schrie ich ihr entgegen: „Raska, wollen wir noch einmal?" Dabei machte ich mit der Hand eine drehende Bewegung, als steckte ihre Rute wieder im Astloch. Die Wirkung war verblüffend. Mit schmerzlichem Aufschrei machte der Leitwolf plötzlich kehrt und raste davon — mit ihm natürlich die ganze Meute. Ich war gerettet!

Als ich aufwachte, war meine Hand noch ganz verkrampft von dem heftigen Durchdrehen der Rute.

Oberfeldwebel Karl Deininger



Als sie noch im Flügelkleid…

Ein Albumblatt aus längst vergang'ner Zeit –
Wir lächeln über soviel Sittsamkeit,
Die selbst beim Sport mit sittenstrenger Härte
Den Körper ins „Textil-Gefängnis" sperrte.

Den Anblick, den die Evas uns heut' schenken,
Den durften sich die Männer höchstens – denken,
Erlaubt war das nur, was man schicklich fand:
Turnvater Jahn und Knigge Hand in Hand!

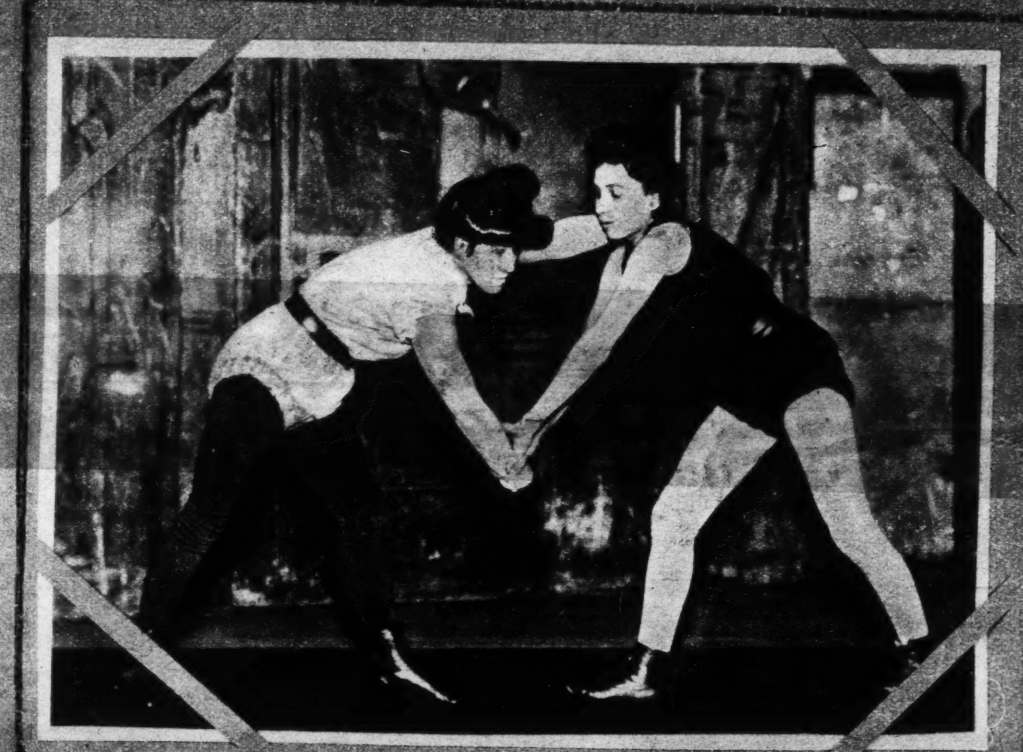
Gd. Kurt Mills



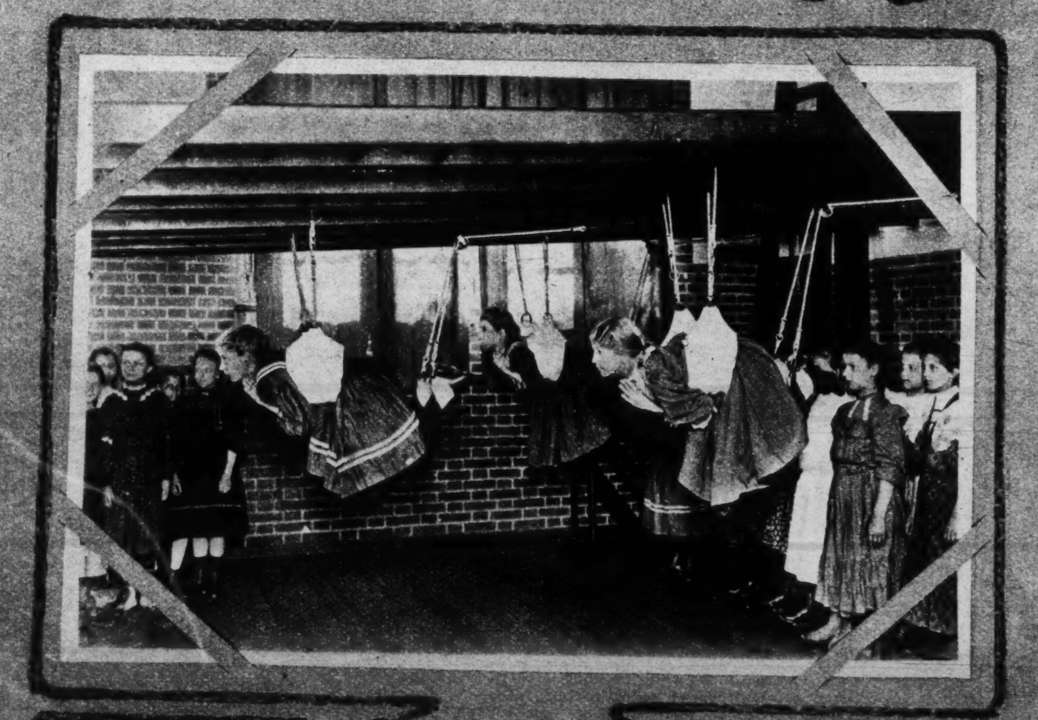
Erfaßt euch nicht der Menschheit ganzer Jammer
Beim Blick in diese Mädchen-Folterkammer?



Gleich werden sie sich mit den Fäusten kriegen,
Daß ihre Dauerwellen nur so fliegen!



Wild und brutal — der Griff mit beiden Händen
(doch zarte Seidenrüschen zier'n die Lenden).



Daß niemand hier beim Trockenschwimmen denkt,
Die Mädel wär'n zum Räuchern aufgehängt!



Rock oder Hose — das ist hier die Frage.
Der Fortschritt steht vornan — wie heutzutage.